Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 16 (1940)
Heft: 7

Artikel: Verjüngung
Autor: Xavier, Lui
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-757332

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verlaine und Sohn

Von Hans Natonek

Von Paul Verlaine ist ein Sohn übriggeblieben, verloren in der Welt, wie sein Vater war und ebenso arm, aber unbegnadet. Daß ein Genie von einem hübschen, braven Bürgermädchen, mit dem er eine Ehe zu gründen versuchte, ein Kind hat, beweist nichts für die Vaterschaft und nichts für das Kind. In einer Zerstörung, die er gewollt, aber nie begriffen hat, hatte er eines Tages Frau und Kind und bürgerliches Heim von sich gestoßen und war fortgestürmt in die ihm bestimmte Nacht elender Hotelzimmerchen, der Spelunken und der ewigen Unbehaustheit. Er hatte sein Glück mit Füßen getreten, wie einer, der trotz aller Klagen weiß, daß er nicht dafür geschaffen ist.

Aber der Sohn, Georges Verlaine, war da, wuchs heran, fern und fremd dem verlorenen Vater, mit einem Namen, der den Heranwachsenden eher belastete als förderte. Mitunter geschah es wohl, daß Paul Verlaine in einer Regennacht des Quartier Latin sich plötzlich schluchzend an die Schulter eines jungen Verehrers lehnte: «Sie sind siebzehn, achtzehn Jahre, nicht wahr, — ich habe einen Sohn in Ihrem Alter . . .»

Dieser Sohn war unerkannt oder vielleicht nur übersehen dabei, als der Sarg Verlaines, mit ein paar armen Blumensträußchen geschmückt, an Pantheon vorbeizog, nicht hinein in den Ruhmestempel der «grands hommes», sondern in die Kirche nebenan. Unter dem zahlreichen Gefolge der Bohemiens, Studenten und Clochards, den Landstreichern der Großstadt, die Verlaine so liebte, war auch Georges Verlaine, aber keiner dieser Gruppen zugehörig, sondern isoliert, ein Fall für sich. Er war ein Fremdling hier, eher kleinbürgerlich wie seine brave Mutter, und hinter der hochgewölbten Stirn, die er vom Vater geerbt hatte, funkelte kein Stern der Verlaineschen Nacht.

Dieses Gestirn war jammervoll erloschen in einer zweiten Quasi-Ehe mit einem robusten, abstoßenden Weib, seiner «presque femme». In der Verstörtheit und Auflösung des vereinsamten, verwahrlosten Ehemannes hatte sich Paul Verlaine an die ehemalige Varietésängerin Eugenie Krantz attachiert; in ihr fand er den schaudervollen Ersatz für das durch seine Schuld Verlorene; in ihr die Illusion: Frau, Friede, Heim, und in ihrem Laster die versinkenden Freuden der Sinne. «Ist sie nicht reizend?» schwärmte er mitunter, wenn er aus seinem zerrissenen Rock eine alte, verblichene Photographie prahlend herauszog, die Eugenie Krantz zeigte, wie sie in ihrer Glanzzeit vor mehr als zwanzig Jahren ausgesehen hatte, anmutig, elegant, mit Fransen in der zierlichen Stirn, ein Bild wie von Manet. Er glaubte an diese Erscheinung, die er in Wirklichkeit nie gesehen, nie genossen hatte. Sein Mondlicht wandelte die Ruine, in der er hauste, zurück, in den Glanz längst verfallener Schönheit. Der arme Traumwandler, — in seiner Todesnacht ließ ihn die reizende Eugenie — der Kranke war bei einem Streit mit ihr aus dem Bett gestürzt — auf den kalten Steinfliesen verröcheln, ohne sich um ihn zu kümmern. Draußen funkelte eine frostklare Januarnacht. Das Zimmer war ungeheizt. Die Nachbarn hörten das Stöhnen. Nebenan schnarchte Eugenie. Ein Sterben, wie von Verlaine gedichtet.

*

Immer noch ist er der geliebteste unter den Lyrikern Frankreichs; fast ist er populär. Porträtgetreu stand er auf zwei Pariser Bühnen. Noch ist er nah, nah und zugleich schon Legende; noch zeigt man, in welchen Cafés und Kneipen er trank und schrieb. Noch leben einige junge Verehrer, alte Männer jetzt, die sich erinnern, wie überschäumend heiter er sein konnte, wenn ihm sein Verleger Vanier zwei Silberstücke (zehn Francs) als Vorschuß in die Tasche schob. «Freunde, Vanier hat Geld herausgerückt, und das Leben ist schön!»

Und noch lebt sein Sohn.

Es war unvermeidlich, daß die Verlaine-Renaissance sich auch auf den verlorenen Sohn des verlorenen, wiedergefundenen Vaters erstreckte. Was ist aus Georges Verlaine geworden, dem Kind seiner glücklichen Tage? Wo lebt er, wie lebt er? Man hatte ihn völlig übersehen. Trägt er das hohe Zeichen des Erwählten und Verdammten auf der vorgewölbten Stirn? Schwebt er wie sein Vater auf dem gespannten, schwindligen Turmseil zwischen Traum und Wirklichkeit?

Ein vielgelesenes Pariser Abendblatt lüftete das Geheimnis. Es gibt kein Geheimnis vor den findigen Augen dieser Herren. Georges Verlaine ist Untergrundbahn-Fahrkartenknipser auf der Station Menilmontant im Nordosten von Paris.

Da unten zu sitzen, tagein oder nachtaus, etliche zehn Meter tief unter der Erde, in dieser dumpfen Ausatmung von tout Paris, nachtein, tagaus ein Loch in ein Billett zu zwicken, das ist an sich ein seltsam trauriger Beruf. auch wenn man nicht Verlaine heißt.

Als Mrs. Isabell Andrew aus Baltimore, eine große Verehrerin der französischen Literatur und auf einer Spazierfahrt durch Frankreich begriffen, diese Zeilen in dem Pariser Abendblatt las, war sie tief bewegt. Der Sohn des geliebten Verlaine — Untergrundbahn-Fahrkartenknipser! Zum erstenmal in ihrem Leben benützte sie die Metro; das heißt, sie fuhr mit dem Auto bis Station Menilmontant und stieg hier feierlich in den Schacht, wie in eine Unterwelt, in die ein Engel gestürzt ist. Dort löste sie eine Karte und näherte sich langsam dem Verschlag, hinter dem «er» saß. Ja, das war er! Auf den ersten Blick! Wenn man sich den Seehundsbart des Vaters dazu denkt und das Haar aus der Stirn kämmt, ist er das vollkommene Abbild Paul Verlaines! Ah, diese Franzosen, daß sie den Sohn ihres größten Lyrikers Fahrkarten knipsen lassen, nachdem sie schon den Vater der privaten Wohltätigkeit der Gönner überließen, die für ihn eine Monatsrente von 120 Fr. sammelten, damit er nicht verhungere!

Hinter Mrs. Isabell Andrew drängten schon die profanen Metro-Benützer, so lange verweilte sie, in den Anblick versunken. Wie sie ihr Billett hinhielt, war es, als wollte sie dem Angestellten, der nicht aufblickte, sondern knipste, die Hand reichen. Die Fahrkarte werde ich mir als ewiges Andenken aufheben, dachte Mrs. Isabell Andrew, als sie in der nächsten Station ausstieg — die Fahrkarte, geknipst von Verlaines Sohn . . .

Am nächsten Tage kam sie wieder; diesmal knipste nicht nur er, sondern auch sie ihn mit ihrer Kamera. Welch ein Artikel für ihre literarische Zeitschrift in Baltimore! Paul Verlaines Sohn — Untergrundbahn-Fahrkartenknipser Nr. 21076! Und wie sie an ihm vorbeiging, drückte sie ihm einen Brief in die Hand. Im Umschlag lagen tausend Francs; und auf einem Blatt standen diese Zeilen: «Sohn des großen Meisters! Ich sah in Ihre Augen, in denen die nachtdunkle Trauer Ihres Vaters träumt. Erlauben Sie mir, daß eine Verehrerin, bevor sie den Kontinent verläßt, Ihnen mit dem letzten Blick diese kleine Gabe überreicht. Isabell Andrew.»

Als Nr. 21076 den Umschlag öffnete, war er völlig perplex, jedoch auf die angenehmste Art. Was war das, zum Donnerwetter! Was will die Person? Der große Meister? Die nachtdunklen Augen meines Alten? Er verstand kein Wort. Am liebsten wäre er der Dame nachgelaufen. Aber er saß fest in seinem «Sperrsitz» und durfte sich nicht wegrühren. Er konnte es kaum erwarten, dienstfrei zu sein, um in das Bistro zu eilen, wo sein Vater, ein verkrachter alter Kneipwirt, den Rest seiner Tage vertrank.

«Papa, kennst du eine Isabell Andrew, eine große Hagere mit gelben Haaren?»

Vater Guingeaux setzte die Brille auf und las; dann erhob er den Zeigefinger und sagte: «Junge, Junge, da siehst du, was du für einen Vater hast! Halt sie dir, diese Isabelle, das ist eine Glücksfee, so was kommt nicht alle Tage. Vielleicht hat sie früher in meinem Laden verkehrt und sich in mich verguckt. Warum bist du ihr nicht gleich nachgelaufen, du Dummkopf, und wenn du deswegen auch deinen Posten verloren hättest. Und jetzt gib deinem alten Vater auf der Stelle fünhundert Francs, weil ich ein Meister bin mit nachtdunkler Trauer —»

*

Als man in der Metro-Direktion jenen Artikel des Pariser Abendblattes gelesen hatte, war man etwas fatal berührt; im Grunde war es eine Indiskretion und rücksichtslos, das Geheimnis des armen Sohnes auszuplaudern. Möglich, daß um den Fahrkarten-Knipser an der Metrostation Menilmontant ein kleiner Wirbel entstehen würde, unpassende Neugier der «Verehrer» und dergleichen, und kurz und gut, man hatte Georges Verlaine von der Metro-Station Menilmontant sofort gegen Charles Guigneaux Nr. 21076 von der Station Passy vorsorglich eingetauscht.

Verjüngung

Von Lui Xavier

Eines Morgens fand Hely einen Brief im Kasten. Da wurde sie sehr neugierig. Jede Frau wird neugierig, wenn ein Brief etwas verspricht. Und dieser versprach etwas, Hely witterte es. — Noch auf der Treppe riß sie eine Ecke des Kuverts ab, bohrte ihren niedlichen Zeigefinger in das Loch und fetzte die Hülle mit einem energischen Ruck auf — Frauen tun das öfters. Sicher tun sie es, wenn sie sehr gespannt sind.

Helys Füße tasteten Stufe für Stufe aufwärts, während sie las:

«Gnädige Frau,

Ich liebe und verehre Sie. Ich kann das, ohne Sie zu verletzen, zu entwürdigen. Besuchen Sie heute abend Ihre Konditorei. Ich werde auch kommen und verspreche Ihnen eine reizvolle, harmlose Unterhaltung. Meinen Namen halte ich vorläufig geheim. Das ist zwar ungewöhnlich —, aber wenn ich Ihnen nicht gefalle, können Sie mich immer noch abweisen.»

Ja, ungewöhnlich war alles an diesem Briefe. Nichts Herkömmliches in Fassung und Schrift, keinerlei Redensarten . . . und so selbstsicher. Aufreizend selbstsicher.

Nachmittags stand sie lange vor dem Kleiderschrank, wählte und verwarf, zögerte und überlegte. Am Abend saß sie in der Konditorei. Eine fröhlich-neugierige, kleine Frau.

Und er kam.

Er kam und beugte sich andächtig über ihre Hand. Seine Augen strahlten jungenhaft. Hely aber lachte ihn unbefangen an:

«Oh, ich wußte es . . .»

«So, so . . . gnädige Frau wußten es!»

Hely stutzte. Sollte er zweifeln? Dann lächelte sie sorglos überlegen und neigte sich leicht über den Tisch. Es lag viel Anmut in dieser Bewegung.

«Natürlich wußte ich es! Oder glauben Sie, ich wäre sonst gekommen? Herr . . . wollen Sie auch jetzt noch Ihren Namen geheim halten?»

Er ging sofort auf den Scherz ein.

«Sie haben recht, gnädige Frau . . . aber was bedeutet ein Name? — Die Hauptsache ist, wenn w i r uns etwas bedeuten.» Er besann sich. «Schließlich müssen wir einander irgendwie anreden . . . Ich bitte Sie, mir einen Namen auszusuchen.»

Hely lachte belustigt: «Sie sind wirklich großzügig! — Also einverstanden, nur müssen Sie mich dann auch ‚irgendwie' nennen. — Vor allem muß das zeremonielle ‚Gnädige Frau' verschwinden . . .»

Er unterbrach sie.

«Bitte, darf ich Sie mit Ihrem richtigen Namen anreden? . . . Für mich ist ‚Hely' ein Begriff geworden. Der Inbegriff alles Lieben und Guten . . . ‚Hely' bedeutet mir eine Frau, die man anbeten muß, die man . . .»

Aber die angebetete Frau wehrt unbarmherzig ab:

«Wissen Sie auch, daß Sie schrecklich unkonsequent sind? — Gerade vorhin stellten Sie mit gemachtem Pathos fest: ‚Was bedeutet ein Name.' Jetzt auf einmal bedeutet Ihnen ein einfacher Frauenname sogar einen Inbegriff . . . Und Sie fangen zu schwärmen an — bitte, unterbrechen Sie mich nicht — fangen zu schwärmen an, machen Komplimente, die jede anständige Frau als Bestechungsversuche zurückweisen muß!! — Sie versprachen doch in Ihrem Briefe eine reizvolle, harmlose Unterhaltung!»

Er fand ihren Eifer entzückend und lachte:

«Glänzend pariert. Es ist heute so ein selten schöner Abend, da vergißt man jede Konsequenz, und erst recht, wenn man Ihnen gegenübersitzt — Frau Hely, es bleibt dabei, ich nenne Sie so und lasse nicht daran rütteln.»

«Gut, Sie hartnäckiger Herr. — Und weil Sie das sind und zuweilen ein abweisendes, stolzes Gesicht machen, nenne ich Sie ‚Herr Kapitän' . . . So stelle ich mir einen Kapitän auf der Brücke seines Schiffes vor: Abweisend, hartnäckig, den Blick weit, weit auf ein fernes, unsicheres Ziel gerichtet . . . doch mit einem warmen Herzen und genug Phantasie, um . . . auch ein wenig zu schwärmen.»

Sie wurde plötzlich verlegen und bog das Gespräch ab.

«Nun, Herr Kapitän, was befehlen Sie? Vanille? Haselnuß? Ich bevorzuge Pistache, habe eine kleine Leidenschaft dafür . . .»

*

Am selben Abend stand Herr Würgler auf dem Balkon und sah wehmütig in die Dämmerung. Plötzlich rief er ins Zimmer:

«Elfriede, wir wollen ausgehen!»

Es war ein milder Abend, voll schluchzender Drosselrufe, voll offener Verlockung und geheimer Sehnsucht. Einer jener Abende, die gutmachen wollen, was wir an unseren Herzen versündigten. — Herr Würgler spürte das. Einst hatte auch er Sentiments. — Das war, als er noch schlank und biegsam auf einer Gartenbank in sein Wurstbrot biß. — Ach ja . . . lang, lang ist's her. — Das reichliche Essen, die überbehagliche Wohnung ließen ihn vergessen, wie sehr einfache Genüsse uns froh und glücklich erhalten. Herr Würgler erwarb mit den Jahren eine angesehene Stellung, einen ansehnlichen Bauch und ein entsprechend anstehendes Phlegma. Im allgemeinen kam seine runde Frau ganz gut mit ihm aus. Nur wenn er «Elfriede» rief, war es vernünftiger, nicht zu widersprechen. Herr Würgler rief nur «Elfriede», wenn er Besonderes vorhatte, meistens nannte er sie «Mausi» oder gar «Friedemaus», je nachdem.

«Ah, er hat heute wieder seine sentimentale Seite.»

So dachte die Frau, seufzte und machte sich bereit. — Sie hätte lieber Patiencen gelegt.

Und die beiden gingen den See entlang, Herr Würgler etwas bewegt, die Frau sichtlich gelangweilt daneben. Sie folgten der Buchtrundung bis zu einem verschwiegenen Plätzchen, das mächtige Platanen weit überschatteten. Dort blühten unschuldigweiße Jasminen und dufteten verführerisch. Nun, dort setzten sie sich auf eine hübsch versteckte Bank, die der Mond mit seiner Neugierde verschonte. — Herr Würgler bekam auf einmal Hemmungen und genierte sich. Wenn man sie beide nun auch für verliebt hielte? — Er rückte etwas von seiner Elfriede ab. —

Ach, die vielen Pärchen! Innig geschmiegt, eng verschlungen huschten, geisterten sie auf allen Wegen. Und so unsäglich schlank waren alle! — Das gab es immer noch. — Herr Würgler sog resigniert an seiner guten Zigarre. — Er sah unter dem Laubbalken die Silhouette zweier Verliebter. Sie hob sich klar vom glitzernden See ab. Ungeniert, weltverloren hielten sich die beiden umschlungen. Ihr Kuß wollte nicht enden . . .

Plötzlich knurrte Herr Würgler auf, seine Zigarre flog ins Gras. Unglaublich — das war doch . . .

«Was hast du, Otto?»

Elfriede war aus ihrem Nickerchen aufgeschreckt.

«O nichts — nichts für dich . . . nur etwas Geschäftliches fiel mir gerade ein . . . hab einen wichtigen Bankauftrag vergessen.»

Gott sei Dank, sie hat nichts gesehen. Es ist schon besser, solche Dinge unter Männern auszumachen.

*

An einem der nächsten Abende klingelt es, Hely öffnet.

«Ach, welch seltener Gast . . .»

Herr Würgler wurde sehr verlegen, er vergaß sogar, seine Nichte zu grüßen.

«Ist, ist . . .», stotterte er.

«Jawohl, mein Mann ist wieder zurück . . . Helmer, sieh mal, wer da ist!»

«Onkel, alter Junge, nein, das freut mich, komm nur herein. Gut siehst du aus . . . hier ein weicher Fauteuil, da eine Zigarre, mit Bauchbinde selbstverständlich . . . Nicht? Aber einen Kognak? — Auch nicht? — Scheinst ja nicht sehr vergnügt zu sein?»

«Dafür du um so mehr . . .»

«Bin ich auch, hab alle Ursache, letzthin ein paar gute Verträge abgeschlossen.»

«So, so. Hm . . . Tja . . . Hab dir etwas Wichtiges mitzuteilen.» Er schielt nach Hely.

«O bitte, gleich mach ich mich unsichtbar . . . darf ich nachher zu einem kleinen Tee mit Biskuits einladen?»

«Ja, ja, ja», machte der Onkel nervös, dann ging er zur Türe. —

«Jetzt sag einmal, Helmer, wielange bist du verheiratet?»

«Komische Frage, so sieben, acht Jahre, denk ich.»

«Und du bist mit Hely glücklich?»

«Gar keine Frage . . . Hely, die süßeste Frau, die es gibt!»

«So, so, na ja . . .», er schien zu überlegen. «Helmer, vor ein paar Tagen war Vollmond, da saß ich an der Seebucht unter den Platanen . . . mit meiner Frau natürlich.»

«Ach nein! — Wolltet . . . wolltet ihr euch etwa im Mondschein verjüngen?» Helmer lachte gerade heraus.

«Laß die dummen Scherze. — Ich wollte dir nur sagen . . . ich habe da jemanden gesehen.»

«Schon möglich, um diese Zeit wimmelt's dort von Pärchen . . .»

Da tritt der Onkel ganz nahe an Helmer und keucht ihm ins Ohr:

«Eben, eben . . . ein Pärchen habe ich gesehen! — Mir prahlst du mit deinem Glück — deiner Frau aber zauberst du eine Geschäftsreise vor, um irgendein armes, dummes Mädel im Mondschein zu küssen! — Schämst du dich denn gar nicht? — Ich habe dein Gesicht ganz deutlich gesehen, als du dir nachher eine Zigarette anzündetest. Willst du vielleicht leugnen?»

«Aber, Onkel, ich leugne doch gar nicht», lacht Helmer — dann ruft er: «Hely, Hely — du, der Onkel hat uns am Mittwoch im Arboretum gesehen, denk dir, gerade als wir uns so herzhaft küßten . . .»

«Ja, seid ihr denn verrückt?»

«Durchaus nicht, Onkel. — Nur muß Helmer ab und zu verreisen und . . .»

«Das nützt meine kleine Frau aus, um sich mit einem ihrer zahlreichen Freunde ein Stelldichein zu geben . . .»

«Und da Helmer unerschöpflich an Einfällen ist, wird es jedesmal ein entzückendes Abenteuer. —

«Ja, könnt ihr euch denn nicht manierlich zu Hause küssen? Wozu denn die Komödie?»

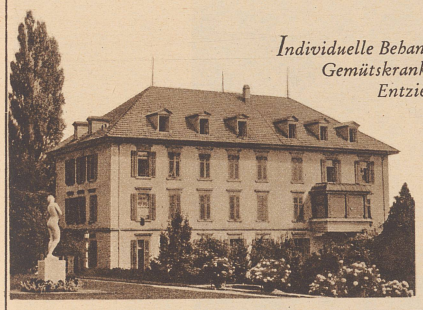
«Um uns zu verjüngen, Onkel. Ich sag dir, das gibt unserer Ehe jedesmal eine neue Note . . . Am Mittwoch hat mich Hely zum Kapitän ernannt. — Die höchsten Maste wollt' ich erklettern, so jung wurde ich. — Versuch's doch auch einmal, Onkel . . .»

Hartmanns freuen sich seit kurzem draussen am eigenen Häuschen.

Frau Hartmann ist immer besorgt, wenn ihr Mann täglich in Regen oder Staub zur Arbeit fährt. Er erkältet sich leicht.

Er räuspert sich so viel, dass sein Arbeitskamerad aufmerksam wird.

„Nimm Gaba, die schützen vor Husten und Heiserkeit. Gaba — ein guter Rat für Radfahrer."



Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malariabehandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie.

Behandlung von organischen Nervenerkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- und Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen im eigenen

Physikalischen Institut

(Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prächtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit.

Prospekte bitte bei der Direktion verlangen. Telephon Zürich 91 41 71 und 91 41 72 — Ärztliche Leitung: Dr. H. Huber, Dr. J. Furrer. Besitzer: Dr. E. Huber-Frey

SANATORIUM KILCHBERG BEI ZÜRICH

Bei Kopfweh Migräne Rheuma hilft sofort das beliebte Schweizer Präparat

In allen Apotheken - 12 Tabl. Fr. 1.80, 100 Tabl. Fr. 10.50